

Zentralasiens Karawanserei

Ethnische, religiöse und politische Spannungen im südkirgisischen Teil des Fergana-Tals

Das Fergana-Tal, durch willkürliche Grenzziehung auf drei zentralasiatische Staaten aufgeteilt, ist seit langem ein Herd von ethnischen und religiösen Spannungen. Zu spüren ist dies in den Städten Osch und Karasu, zwei grossen Warenumserschlagplätzen.

Markus Ackeret, Osch

Alischer Saipow wurde 26 Jahre alt. Am 24. Oktober 2007 trafen ihn in seiner Heimatstadt Osch im Süden Kirgistans drei gezielt abgegebene Schüsse und verletzten ihn tödlich. Saipow hatte sich in seinem jungen Alter bereits einen Ruf als unerschrockener Journalist und hervorragender Kenner des Fergana-Tals erworben, jener auf Tadschikistan, Kirgistan und Usbekistan willkürlich aufgeteilten weitläufigen Ebene im Herzen Zentralasiens. Er kannte die islamistische Szene der Region und wusste, selbst ethnischer Usbeke, um die düsteren Machenschaften des usbekischen Staates und seiner bis nach Kirgistan reichenden langen Arme. Das war sein Verhängnis. Bis heute ist der Mord nicht aufgeklärt. Alle paar Monate präsentieren die kirgisischen Ermittlungsbehörden eine neue, unglaubliche Version – dass die Täter wohl jenseits der eigenen Landesgrenzen zu suchen wären, mussten selbst sie einmal zugeben. Der Fall Saipow ist eine persönliche Tragödie. Er verweist aber auch auf die Abgründe, die sich im konfliktreichen Süden Kirgistans auftun.

Am Schnittpunkt

Osch ist Kirgistans zweitgrösste Stadt, ein regionales Zentrum und so etwas wie Zentralasiens Karawanserei – oder «kriminelle Hauptstadt», wie böse Zungen sagen. In Osch lauern viele Fallen, ganz besonders für einheimische Journalisten. Einst ein Warenumserschlagplatz an der legendären Seidenstrasse, dessen Ursprünge wohl mehr als zweitausend Jahre zurückreichen, besitzt Osch noch immer einen der grössten Märkte der Region. In der Ferne, südwärts, begrenzen die Berge des Pamir die weite Ebene des Fergana-Tals. Von dort, aus dem Nachbarland Tadschikistan, führt die einzige wintersichere Route nicht in die tadschikische Hauptstadt Duschanbe, sondern nach Osch. Das ist von strategischer Bedeutung, denn hinter den Gipfeln des Pamir beginnt Afghanistan, ein ständiger Grund zur Sorge für die zentralasiatischen Machthaber. Sie fürchten das Einsickern islamistischer Kämpfer und den Schmuggel von Drogen.

Nach Osch kommen aber auch die Chinesen mit ihren Waren; sie haben sich bereits gut etabliert in der regionalen Wirtschaft. Und in Osch ansässig sind die Usbeken. Nur wenige Kilometer trennt die Stadt von Usbekistan – im Fergana-Tal, wo die Grenzen im 20. Jahrhundert ohne Rücksichtnahme auf historisch gewachsene Strukturen und ethnische Zugehörigkeit gezogen worden waren, mischen sich sei je die Kulturen und Völker. Im Dorf Tschek beispielsweise verläuft die Staatsgrenze mitten durch die Siedlung. Die Gärten mancher Familie liegen in einem andern Land als die Wohnhäuser.

In den Jahren seit dem Ende der Sowjetunion haben die Leute damit zu leben gelernt. Doch nationalstaatlicher Eigensinn und die Furcht vor destabilisierenden islamistischen Kräften haben in jüngster Zeit das ohnehin nicht einfache Zusammenleben in diesem dichtbesiedelten, mit Bewässerungsproblemen kämpfenden Tal arg getrübt. Seit dem Frühjahr haben usbekische Sicherheitskräfte mehrmals Personenkontrollen und Durchsuchungen auf kirgischem Territorium vorgenommen; dabei kam ein kirgisischer Bürger ums Leben. Als Ende Mai in den Städten Chanabad und Andischan im usbekischen Teil des Fergana-Tals Anschläge verübt wurden, bezichtigte Usbekistan sofort den Nachbarn, den Attentätern Unterschlupf geboten zu haben, und schloss vorläufig



Ladenbesitzer trinken und plaudern mit Freunden an einem Marktstand in der kirgisischen Stadt Karasu.

CAROLYN DRAKE / PANOS

die Grenzübergänge in der Region – mit verheerenden Konsequenzen für die Bevölkerung beider Staaten.

Denn das Fergana-Tal lebt vom Grenzverkehr. Einer der grössten Märkte Zentralasiens liegt in Karasu, einer kleinen Stadt zwanzig Fahrminuten von Osch entfernt, direkt an der Grenze zu Usbekistan. Im Basar, der mehrheitlich aus Schiffscontainern be-



steht, fühlt man sich wie im Urwald: Jede Marktgasse sieht der nächsten zum Verwechseln ähnlich, und wäre da nicht der ortskundige Begleiter, man würde sich in dem Gewimmel aus Käufern, Verkäufern, Waren und Hilfspersonal im Nu verlieren. Der Markt von Karasu ist von politischen Ereignissen gleich doppelt betroffen: Erst war die Grenze zu Usbekistan geschlossen, dann – wegen der Unruhen in der an Kirgistan angrenzenden Uiguren-Provinz Xinjiang – die Grenze zu China.

Usbekische Bauern konnten ihr Gemüse und Obst nicht mehr auf die Märkte jenseits der Grenze liefern, die usbekischen Käufer in Karasu blieben aus. In Kirgistan stiegen die Preise für Grundnahrungsmittel sofort an, in Jalalabad, der zweiten grösseren Stadt Südkirgistans, und anderen Orten schlossen Märkte. Jenseits des schmalen Kanals, der bei Karasu die Grenzlinie markiert, haben die Behörden Usbekistans Gräben ausheben lassen, angeblich zur Grenzbefestigung. Die Brücke haben sie schon vor Jahren gesprengt. Sie wollen eine 15 Meter breite Pufferzone zu Kirgistan einrichten. Die dort ansässige Bevölkerung verliert Land und Hof.

Die usbekische Politik der Grenzabschottung schürt Argwohn und Emotionen in den von latenten Spannungen gezeichneten Beziehungen zwischen den beiden in Kirgistan lebenden Volksgruppen. Leicht lässt sich dieses Zusammenleben allerdings nicht fassen. Die Realität sieht bedeutend differenzierter aus, als sie gerne von nationalistisch motivierten Politikern und Meinungsmachern auf beiden Seiten dargestellt wird. Der in Osch arbeitende Journalist Almas Ismanow, mit seiner kirgisisch-usbekisch-ugurischen Herkunft ein typischer Vertreter der Vielfalt des Fergana-Tals, lässt nur «alltagsbezogenen» Nationalismus gelten. Beispielsweise sind die ethnischen Usbeken oft mit Missgunst konfrontiert, weil sie als sehr geschäftstüchtig gelten und der Handel und viele Kleinbetriebe in Kirgistan weitgehend in ihren Händen liegen. Aber auch Ismanow räumt ein, dass es undenkbar wäre, als ethnischer Usbeke in Kirgistan Bürgermeister einer Stadt oder Gouverneur einer Region zu werden.

Usbekistan als Abschreckung

Unbestreitbar ist aber auch, dass unter den ethnischen Usbeken ein Bildungsdefizit herrscht, das ihre Rolle perpetuiert. Nur wenige besuchen Universitäten, vielen mangelt es an kirgisischen oder russischen Sprachkenntnissen. Für ein Studium ist eine der beiden staatlichen Sprachen des Landes jedoch unabdingbar. Frauen werden in usbekischen Familien ganz jung und oft ohne Ausbildung verheiratet und treten in der traditionalistisch geprägten Gesellschaft kaum aus dem Schatten der Männer.

Ein grosses Problem für die usbekischen Schulen im Fergana-Tal liegt in den unterschiedlichen Wegen, die Kirgistan und Usbekistan seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion sprachpolitisch gegangen sind, wie der Journalist Bakyt Ibrahimow erklärt. Schulbücher und Literatur aus Usbekistan sind heute in lateinischer Schrift gedruckt – Kirgistan verwendet aber, auch fürs Usbekische, weiterhin das kyrillische Alphabet. Der kulturelle Austausch ist dadurch stark erschwert. Immer mehr

usbekische Schulen bieten deshalb mehr Russischunterricht an.

Für einige Usbeken in Kirgistan ist das allerdings die falsche Strategie; es führe zur Aufgabe der eigenen Traditionen, meint ein gut ausgebildeter Unternehmer in Osch. Er beklagt – im Gegensatz zu Ismanow – einen zunehmenden kirgisischen Nationalismus, der seit der Machtübernahme Präsident Bakijews eingesetzt habe. Das ist weitherum zu hören, doch gehen die Meinungen über die Folgen und die Berechtigung dieser Politik auseinander. Viele Kirgisen sehen darin ein legitimes Mittel, um eine auf Identitätssuche befindliche Gesellschaft mit noch unvollendeter Staatlichkeit zu konsolidieren, und erkennen darin keine gefährlichen Tendenzen.

Auch manche Usbeken sehen in Bakijew, der selbst aus der Region Jalalabad stammt und perfekt Usbekisch sprechen soll, trotz seiner Förderung des kirgisischen nationalen Denkens keinen ethnischen Spalter. Zu viel Verständnis für die Usbeken dürfe er gar nicht zeigen, weil das im Norden des Landes schlecht ankomme, geben sie zu bedenken. Und niemand ziehe es vor, in Usbekistan zu leben. Dort sei die eigene Kultur wohl lebendiger – aber um den Preis der Freiheit. Weil sich der usbekische Staat nie um seine Diaspora gekümmert habe, fühlten sie sich als kirgisische Bürger und schauten nicht nach Usbekistan, meint der Jalalabader Journalist Abdumomun Mamaraimow, ein ethnischer Usbeke. Das Nachbarland gilt als abschreckendes politisches Beispiel.

Auch der Kampf gegen religiöse Extremisten im Fergana-Tal besitzt eine ethnische Komponente. Die islamistische Organisation Hizb ut-Tahrir, die offiziell Gewaltverzicht predigt, aber bei der Regierung wegen ihres aufrührerischen Potenzials als gefährlich eingestuft wird, rekrutiert sich hauptsächlich aus dem usbekischen Bevölkerungsteil. Da Usbekistan dem Nachbarn vorwirft, islamistischen Kämpfern Unterschlupf zu gewähren, und weil Kirgistan selbst islamistische Umtriebe fürchtet, unternehmen die Sicherheitskräfte regelmässig sogenannte Spezial-

operationen, um angebliche Verstecke und Ausbildungslager religiöser Extremisten auszuheben. Die von unabhängigen Beobachtern vielkritisierten Aktionen enden oft mit dem Tod aller mutmasslichen «Terroristen» – deren Schuld allerdings lässt sich nachträglich nicht mehr verifizieren, und der Eindruck, dies komme den Sicherheitsorganen gerade gelegen, ist weit verbreitet. Gerade dieses Verhalten jedoch, das die Unschuldsvermutung verletzt und eher als Demonstration staatlichen Handelns denn als überlegte Anti-Terror-Strategie erscheint, provoziert viel Unmut in der Bevölkerung, besonders bei den Usbeken. Lokale Beobachter stellen auch fest, dass sich zunehmend ethnische Kirgisen mit höherer – etwa juristischer – Ausbildung den «Extremisten» anschliessen.

«Süden» bedeutet Armut

«Süden» ist in den übrigen Regionen Kirgistans die Metapher für Armut, Extremismus, Kriminalität. Im Süden – im Fergana-Tal – ist auch die Zahl der Auswanderer am höchsten, die ihr Glück in Russland, Kasachstan oder Südkorea versuchen. Ausser Landwirtschaft und Handel hat die Region wirtschaftlich wenig zu bieten. Die Fabrikgelände aus der Sowjetzeit haben sich in Basare verwandelt, auf denen chinesische Waren verkauft werden.

Der einst grösste Arbeitgeber der Region, die Baumwollfabrik, stellt heute Toilettenpapier her mit weitaus weniger Personal. «Das beste Business in Osch», sagt der Journalist Ismanow bitter, «ist das Vermieten von Schiffscontainern für Basarhändler.» Nicht nur er bestreitet die Berichte von massenhafter Rückkehr arbeitslos gewordener Russland-Migranten. Selbst jene, die die Stelle verloren hätten, blieben, weil es in Kirgistan noch weniger Arbeitsmöglichkeiten gebe. Das hellt die Zukunftsperspektiven von Kirgistan Süden nicht auf. Alischer Saipow gehörte zu jenen, die vor den Missständen die Augen nicht verschliessen wollten. Seit seiner Ermordung braucht es noch mehr Mut, auch das Unbequeme zu veröffentlichen.